

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 296 Bromberg, den 25. Dezember 1932.



Weihnacht.

Rudolf Presber

Nun steigt der Stern, der die drei Kön'ge führte,
Hell leuchtend über Bethlehem empor;
Und jener Sang, der rauhe Hirten rührte,
Umschmeichelt freundlich wieder unser Ohr.
Und unter Schnee die grünen dunklen Tannen
Halten am Bergeshang die Winterwacht,
Bis sie geduldig ihre Äste spannen
Dem holden Lichterspiel der heil'gen Nacht.

Und Sternenglanz und schöne Tannenbäume
Und aus dem nahen Kirchlein frommer Sang,
Die bannen freundlich unsre bösen Träume
Und brechen mählich aller Sorgen Zwang.
Es ist, als ob uns Engelfinger führen;
Und fern dem Alltag, der in Sorgen zwingt,
Stehn wir wie Kinder vor verschloss'nen Türen,
Dem Glöckchen lauschend, das das Christkind schwingt.

Für Stunden gleiten Sorgen und Beschwerde
Wie ein Gewand am Abend erdenwärts,
Der Engel Trost „— und Friede auf der Erde"
Füllt uns mit flücht'gem Glück das müde Herz.
Ein altes, frommes Lied steigt in die Kehle,
Nach Wachs und Tannen duftet warm das Haus —
Das arme **Kind** in unsrer reinen Seele
Streckt nach entschwundnem Glück die Hände aus . . .

— — — — — — —

Und stehn die Tannen nicht in altem Glanze
Und ist das karge Flittergold nicht echt,
Sorg' jeder brav, daß er die Kunde pflanze
Der „neuen Weihnacht" in ein **neu** Geschlecht.
Sorg' jeder brav, daß nicht in leeren Träumen
Das Volk versiege, nicht in ödem Zank —
Daß aufrecht unter hochgewachsnen Bäumen
Einst **Enkel** singen ihren Weihnachtsdank!

Leibhafte Weihnacht.

Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Hamburg.

Man hat gemeint, die Weihnachtsgeschichte sei nur eine Einleitung, ein Vordergrund, ein Nebenbei. Man könne ein ganzer Christ sein, ohne auf diese Geschichte zu hören, ohne sich um sie zu kümmern. Gewiß ist die Weihnachtsgeschichte nicht die ganze Geschichte Jesu, sie ist nur ihr Anfang. Aber der **entscheidende Anfang**, der den Keim des ganzen Lebens schon in sich trägt. Das gilt ja schon von jeder Geburt. Sie ist mehr als Anfang. Sie ist der entscheidende Eintritt ins Leben, in die Leibhaftigkeit. Aus der Mitgift der Ahnen wird ein besonderes Gebilde, in eigenem Leib wird hier ein Einzelschicksal in die Entscheidung des Daseins hineingestellt. Und nun der Anfang des Erlöserlebens! Daß dieser Anfang **so** gemacht wird, entscheidet schon über das ganze Leben. „Das Wort ward Fleisch." Weihnachten bezeugt eindringlichst die Leibhaftigkeit des Christuslebens. Es ist Gefahr, daß man, weil die „reale", materielle Weihnachtsfreude in diesem Jahr vielen verkürzt oder gar ganz verschlossen ist, die Menschen nun mit der „idealen" Seite der Weihnacht abspeist. Nichts ist weniger der Weihnacht gemäß. Gott sendet ja in ihr Seinen Sohn in die Welt, in das Dunkel, in das Fleisch, in den Menschenleib, in die Knechtsgestalt, in die Kindesgestalt. Auf Gott blicken heißt zur Weihnachtszeit nicht an der Wirklichkeit vorbeisehen, sich in den Himmel hinaufsehnen und hinaufsteigern. „Flattere nicht zu hoch, sondern bleibe hienieden bei der Krippe und den Windeln, darinnen Christus liegt" (Luther). Nicht wir sollen hinaufsteigen in den Himmel: Gott ist herabgestiegen auf die Erde.

Der Erlöser unser Fleisch und Blut! Unsere Leibhaftigkeit seine Leibhaftigkeit! Nicht im Wunder einer überirdischen Naturoffenbarung, ihrer Schönheit und ihrer Schrecken, tut sich Gott kund, sondern in einem Menschenleben und in einem Menschenleibe. Weihnachten ist keine Naturmystik und keine Allvergottung, aber auch nicht die Idee einer Seeleneinung oder die Verschwommenheit einer Gottes-Allheit. Weihnachten wird Wirklichkeit im Menschenleib. Weihnachten wendet sich an den Menschen und tut ihm die Ehre der höchsten Liebe an: Gott ward Mensch geboren. Und diese Leibhaftigkeit Gottes im Menschen erscheint nicht im Glorienstrahl einer auf die Erde herabgekommenen Göttergestalt, nicht im Engelsbild eines über Erdenmaß emporragenden Heiligen, nicht in der Heldengestalt eines göttlichen Genies, sondern in einem Kinde, in Windeln und Winzigkeit!

Und dieses Kind wiederum wird geboren nicht in der goldenen Wiege eines Palastes, sondern in der dürftigen Krippe eines Stalles, nicht in der Hauptstadt des Weltreiches, sondern im Winkel einer abgelegenen Kleinstadt. Die Leiblichkeit des Menschlichen tritt uns hier in ihrer unscheinbarsten, armseligsten Form entgegen. Sie soll die Gnade Gottes bezeugen, die ganz in Armut und Schwachheit Gestalt gewinnt. Gnade, dies Wort hat man wohl von „Neigen", „sich neigen" abgeleitet. Das ist die Gnade der Weihnacht, daß sich Gott aus ewiger Höhe herabneigt ins Menschenwesen, tief, ganz tief hinein, die ärmste Gestalt nicht verschmähend! Wie sich der Arzt im Spital über die Wunde des Kranken helfend beugt, wie sich die Mutter mit linder Hand über den fiebernden Kopf des Kindes neigt, so beugt sich der Ewige hinein in diese Welt, die wie eine einzige Krankenstube ist, über die kranke Menschheit, die aus tausend Wunden blutet, die von wirrem Fieberwahn geschüttelt ist. Ja noch mehr: er geht in sie ein, trägt ihr Los, wird selbst schwach und krank, wird Fleisch und Kind, wird Wunde und Sterben. Weihnachten zeigt uns die letzte und einzige Hoffnung für eine Menschheit, an der wir oft verzweifeln möchten, die uns grausam enttäuscht hat. Wir müßten an ihr irre werden. Wir müßten an Menschenverachtung und Verzweiflung zugrunde gehen, wenn der Weisheit letzter Schluß der skeptische Ausklang einer modernen Oper wäre: „. . . weil alles so schlecht ist, weil keine Ruhe herrscht und keine Eintracht und weil es nichts gibt, woran man sich halten kann!" Weihnachten zeigt uns, woran wir uns halten können. Eine Menschenwelt, die Gott nicht aufgegeben hat, in die er eingegangen ist, sie zu retten, darf auch uns nicht verloren sein. Wir glauben allem Widerschein zum Trotz an ihre Erlösung zu neuer Gestalt. Das Kind in der Krippe offenbart uns die Leibhaftigkeit der Erlösung.

Was bedeutet das? Zunächst, daß Weihnachten die stärkste Macht für die Erneuerung der Erziehung und Zucht des menschlichen Leibes sein wird. Was wird aus dem Menschenleib in der Kultur reiner Weltlichkeit und ihrer Aufklärung? Ein Spielball selbstischer Triebe oder kollektiver Tyrannei! Die im Kinde der Krippe leibhaft gewordene Reinheit selbstloser Liebe kann allein jene neue Leibeszucht erwecken, die wir brauchen, soll unser Volk nicht in der Zuchtlosigkeit der entfesselten Unterweltstriebe zugrunde gehen. Vor dem Weihnachtskinde wird es Frevel am Heiligsten, wenn Geborenwerden oder Nichtgeborenwerden Sache der klügelnden Vernunft, der berechnenden Regelung werden soll. Gott selbst geht den Weg der Erlösung über die leibliche Geburt. In der Christgeburt sind alle Geburten auf Erden geheiligt. Alle Beratungen und Ratlosigkeiten um den Born des Lebensquelles im Volke müssen vor dieser heiligen Geburt zu Rate gehen. Alle Erziehung auf ein reines, junges Geschlecht, auf ein lauteres Mannestum und ein züchtiges Frauentum hin empfängt von hier aus ihre warme Glut und ihre kristallene Klarheit. Das Licht aus dem Stall beleuchtet nicht ein Idyll, sondern den Aufbruch zu einem reinen Licht, in dem die Unreinheit der Welt verbrennt. Weihnacht ruft zum Neuaufbruch eines zuchtvollen, reinen, starken jungen Geschlechtes.

Leibhaftigkeit der Erlösung in der Weihnacht greift weiter auf die Gesamtordnung der Welt über. Zeigt sie doch die Bruderschaft als Ziel aller Ordnung der Gemeinschaft, Bruderschaft, in der jeder sein Gottesrecht bekommt. Vor der Gottes- und Liebes-Autorität, die in dem Kinde verleiblicht wird, wird dort der Friede hergestellt. Da ist Friede zwischen Mann und Frau in der Eintracht der Ehe, die auf das Kind und seine Betreuung gerichtet ist. Einmütig sind sie beieinander, die Proletarier — die armen Hirten —, die nichts zu bringen haben, die Reichen, die Weihrauch, Myrrhen und Gold opfern. Die schlichten Männer vom Felde und die gebildeten Weisen, die Kinder des eigenen Volkes und die Wanderer aus fernen, fremden Zonen — sie werden hier in der Anbetung vor dem Weihnachtskinde erzogen zur Gemeinschaft des Gottesvolkes, das jedem seine gottgeordnete Stelle gibt. Friede auf Erden — in den Häusern und in den Völkern — er kommt allein aus dem Gottesfrieden.

Ein Dichter feiert Weihnachten.

Skizze von Walther Heuer.

Es klopfte. Unwillig fuhr Liliencron herum. Der Gerichtsvollziehergehilfe, der seinem leeren Münchener Poetenstübel erst gestern einen erfolglosen Besuch abgestattet hatte, würde doch nicht schon wieder wagen . . .

Sein Unmut verflog. In der Tür stand breit, wintergerötet, mit Rauhreif im Bart, der Geldbriefträger. „Hurra, der Postrat! Wieviel? Dreihundert? Fünfhundert? Tausend?"

„Zwanzig Mark, Herr Baron."

„Zwanzig Mark", staunte Liliencron und sah nach dem Absender. Freude hellte sein Gesicht. Vater Dobert, der Herausgeber der „Guten Stunde", hatte an ihn gedacht. Und wahrlich zu guter Stunde. Das mußte man sagen. Drei Semmeln, drei Eier und etwas Milch pro Tag sind zwar eine schätzenswerte Advents-Diät. Aber man möchte auch mal Grandseigneur sein und Beefsteak essen, besonders wenn es Weihnachten wird und man den ganzen Tag zusehen muß, wie Ihro Exzellenzen, die Herren Philister, die dicken Festpakete durch die Straßen schleppen.

Einen blanken Taler schob er dem Geldbriefträger hin, der vor Schreck, Ehrfurcht und Dankbarkeit fast im Türrahmen stecken blieb. Dann nahm er Hut und Handschuhe und schlich, behutsam wie ein Apache auf dem Kriegspfad, an der Küchentür vorbei. Die Wirtin, die „Lady" Hintermeyer, war gewiß eine herzensgute Frau; weil aber Geld bei ihm ein übertrieben seltener Artikel war, wäre es immerhin fraglich gewesen, ob sie ihn, wenn sie ihn gehört hätte, heute oder in absehbarer Zeit zu einem Beefsteak hätte kommen lassen. Darum atmete er tief und befreit auf, als er auf der Straße stand, schritt über den knirschenden Schnee zur Blumen-Agnes, kaufte zwei Buschen Rosen und Immortellen, rief eine leere Droschke an und überraschte eine halbe Stunde später seinen Freund Bierbaum, der just im Begriff war, sich eine Zigarre anzuzünden und der ihm nun solange entgegenstarrte, bis er sich am Streichholz den Zeigefinger verbrannte. Da fand er endlich Worte. „Lieber Detlev, du hast — — Geld?"

Liliencron hielt es für geraten, den beleidigenden Zweifel seines Freundes zu überhören. Er brachte ihm statt der Antwort Hut und Mantel, und ehe Bierbaum wußte, wie ihm geschah, saßen sie schon im Ratskeller bei Porter und Ale, und in der Küche brutzelten vier oder fünf Prachtexemplare von Beefsteaks.

„Seffi-Madel!" rief Liliencron. Knicksend trat die blonde Kellnerin an den Tisch. „Ihrer Schönheit, Prinzessin, diese Blumen und mein Herz!" Damit stand er auf, reichte ihr, jetzt ganz Offizier, den einen der beiden Buschen und drückte ihr zugleich einen überraschenden Kuß auf die Lippen. Kreischend entfloh das Mädel.

„Ich weiß nicht, was du immer mit den Kellnerinnen tust!" entrüstete sich Bierbaum.

„Seffi ist eine verzauberte Prinzessin, Ottju. Purer Zufall, daß sie hier den Gästen aufwartet. Ihr Schloß steht auf dem Königsberg."

Bierbaum wußte, es hatte keinen Zweck, ihm in seine Träume und Gespinste hinein zu reden.

„Besten Dank für die Kritik in Schauenbergers Theaterjournal, du Ungeheuer!" Liliencron sah den Verfasser dieser Kritik von der Seite an. „Daß dir das Beefsteak hernach im Halse stecken bleibt".

„Lieber Detlev", verteidigte sich Bierbaum, „bleib bei deinen Gedichten! Ein Dramatiker ist nicht an dir verloren."

„Ich weiß, ich bin ein teutscher Tichter." Und rollte die Augen. „Wo ist Betty heute? Betty! Betty!"

Statt ihrer kam ein kleines Wassermädel an den Tisch. „Fräulein Babette hat Ausgang. Wenns der Herr Baron mit mir vorlieb nehmen möchte . . ."

„Gern, liebes Kind. Hier hast du Blumen und einen Kuß." Die Überraschungsstrategie bewährte sich auch in diesem Falle. Flammend stand die Kleine vor ihm und rührte sich nicht mehr vom Fleck.

„Mehr kann ich dir nicht geben", sagte bedauernd der Spender, sie nun näher betrachtend. „Was hast du für aufgesprungene Arme?"

„Dös macht's kalte Wasser, Herr Baron."

„Du mußt Glyzerin nehmen", empfahl er eindringlich und schob ihr ein Fünfmarkstück in die breite, rote Aufwaschhand. „Kauf dir welches."

Das Mädel verschwand unter ähnlichen Gemüts-Verrenkungen wie vor einer Stunde der Geldbriefträger.

„Sie wird dich für verrückt halten", polterte Bierbaum.

„Das, lieber Ottju, ist gleichgültig. Aber sie soll eine Weihnachtsfreude haben."

Bierbaum schwieg. Er wußte, es war kein „Leutnantsleichtsinn", der Liliencron so handeln ließ. Er mußte sich manchmal als Baron bewähren, um wieder eine Weile als Dichter hungern zu können.

Dann vertieften sie sich in ihre Beefsteaks, die nicht minder appetitlich waren als das Seffi-Madel, das sie ihnen auf den Tisch stellte.

„Es fehlt deinem Drama", hub Bierbaum nach einer Weile entschuldigend an, „der heroische Schwung der Gedanken, die Plastik der Charaktere. Schreib deine Gedichte, und du wirst unsterblich werden."

Liliencron über seinem Beefsteak erstaunte sich. „Hab ich ein Drama verbrochen, Ottju? Es war mir just entfallen. Nun du daran erinnerst, sage ich dir, daß ich meine Dramen liebe. Weil ich mir die Mädchen darin so formen kann, wie ich sie haben will. Die Brunhilde war erst letzte Nacht bei mir. Die weiblichen „Merowinger" nämlich, mußt du wissen, haben die Gewogenheit, mich öfter zu besuchen."

Bierbaum, statt aller Antwort, deklamierte: „Setz in des Wagens Finsternis getrost den Atlasschuh — —." „Das, Detlev, sind deine Töne. Das ist die wahre Anschaulichkeit!" Und fortfahrend:

„Es ruht an meiner Schulter aus
Und schläft, ein müder Veilchenstrauß,
Die kleine blonde Komtesse.

Dies Gemüt, Detlev, gib der wechselbunten Welt; gib ihr den Takt deines Herzens, und du wirst siegen!"

„Die Kritiker sind Hunde", schäumte Liliencron. „Sie sind nüchterner als weiße Kalkwände. Aber du irrst, wenn du meinst, daß ich an Gelbsucht sterbe."

Und Bierbaum, wieder statt der Antwort:

„Die Sichel klingt vom Wiesengrund,
Der Tauber gurrt und lacht,
Am Rande kläfft der Bauernhund,
All' Leben ist erwacht.
Ach, wie die Sonne köstlich schien,
Wir fuhren schnell nach Gretna Green,
Ich und die kleine Komtesse."

„Zahlen!" knirschte Liliencron.

„Bleib noch ein wenig!"

„Das Geld ist alle. Außerdem krieg' ich Besuch."

Bierbaum verstand. Wer kommt denn heute von den Damen der Merowinger?"

Liliencrons Augen verklärten sich. „Bertrada ist an der Reihe. Ich schnitze sie mir aus einem süßen „Hamborger" Blondkopf. Sie ist so, so nett!"

Stumm stampften sie in den Schnee. Stumm trennten sie sich. Flocken rieselten durch windverwehten Glockenklang. Es wollte Weihnachten werden. — —

Als Bierbaum am nächsten Mittag zu Liliencron kam, lag der Dichter noch in tiefem Schlaf. Auf dem Tisch stand ein leeres Grog-Glas. Neben einem heruntergebrannten Licht lagen Verse. Bierbaum las:

„Im Schneegestöber mag die Stadt ertrinken,
Was kümmert's mich, ich sitze warm und trocken.
Bemerklich kaum hör' ich die Türe klinken,
Und hinter mir schleicht irgendwer auf Socken,
Um raschen Sprungs an meine Brust zu sinken!
Ich tue wild und grenzenlos erschrocken.
Sie lacht wie toll, die weißen Zähne blinken,
Auf ihren Backen schmelzen noch die Flocken."

Da wußte Bierbaum: Bertrada war „bei ihm gewesen". Ein Dichter hatte, während Weihnachtsjubel unter Münchens Dächern wohnte, einsam und schmerzerfüllt von seinem durchgefallenen Drama geträumt.

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

(17. Fortsetzung.)

Der Allmächtige wanderte drei Schritte hin, drei Schritte her. Alleweil mit martialischem Sporengeklirr. Hände auf dem Rücken. Pupillen zum Teppich gerichtet. Den Schnurrbart zwischen den Lippen. Dann baute er sich vor mir auf: „Soll ich Ihnen einsperren?"

Ich schwieg und spreizte wieder schüchtern fünf Finger aus. Die Basedowaugen meines Gegners quollen. Die Reitpeitsche flog knallend auf den Schreibtisch.

„Err Immerodd, ich abbe die Pflicht, die Deutschen zu assen! Zu assen! Zu assen!"

Dreimal paukte er auf die grüne Platte. Und setzte sich schnaufend. Gottlob.

„Abben Sie ge-ört?"

„Exzellenz, wer Deutschland haßt, hat es nie verstanden!"

„Schweigen Sie!"

Er zwirbelte seinen schneeigen Schnäuzer und keuchte wie ein gehetzter Hirsch.

„Oder wollten Sie etwas sagen? Bitte?"

„Exzellenz, wer haßt, der fürchtet. Die fünf Soldaten, die ich rettete, habe ich nie gefürchtet!"

Volltreffer! Der Dicke grinste, klimperte mit den Fingern auf den Tischrand, holte Luft:

„Err Immerodd, würden Sie auch eute noch retten?"

„Wenn ich's könnte: Eine Legion! Aber nur im Tauschhandel!"

„Hm. Parbleu, Sie langer Judde Sie!"

Auch das noch.

„Ich bin Christ, Herr General!"

Das fettige Zeigefingerchen drohte mir spöttisch. Meine Bataille war gewonnen. Ein Druck auf den Knopf, und der lange Leutnant mußte die Liste der Exekutierten bringen. Ich durfte in dem Heft blättern. Die Namen der inhaftierten, verschickten oder ausgewiesenen Deutschen füllten bald hundert Folien. Fünf von diesen Unglücklichen gehörten jetzt mir. Also diktierte ich dem Kommandeur in den silbernen Bleistift:

1. Adam Anker, Gastwirt,
2. Pankraz Wendland, Gemeindevorsteher,
3. Gottlieb Donatus, Küster,
4. Philipp Weber, Weichensteller,
5. Friedrich Billen, Landarbeiter,
6. — —

„Alt! Genugg. Fünf Namen. Alle aus Mosteim?"

„Alle. Und keinen Sechsten als Rabatt, Herr General?"

„Nein. Genugg. Viel zu genugg!"

Abermals Druck auf die Klingel. Unverständlicher Wortwechsel mit dem Adjutanten. Ich konnte gehen, der Betrag meiner Rechnung war angewiesen, ich sollte ihn sogar persönlich in Empfang nehmen dürfen.

Keine Silbe des Abschieds. Man versah mich nur mit einem Roggenbrot, stopfte mich mit einem bevollmächtigten Sergeanten in ein Auto, dann rasten wir über Oppenheim, Alzey und Kaiserslautern nach Zweibrücken. Wonnige Reise an den Porphyrtriften der Hardt entlang. Würziger Fruchtwind im Revier der besonnten Weinberge. Wie schloß ich die Pfalz in mein Herz, welche Freude erregte mein Gemüt: Heute abend noch würde ich fünf Menschen heim holen, die ich mir verdient hatte. Ich wagte nicht, in mein Roggenbrot zu beißen, diese Beute wollte ich mit denen teilen, die mir zum Triumph meiner Gefühle verhelfen durften.

Um sieben Uhr abends wurde ich ausbezahlt. Adam Anker heulte. Der fünfundsiebzigjährige Wendland heulte. Wir alle heulten. Schockschwerenot, was blieb einem anders übrig. Wir schrien wie alte Weiber, als wir uns am Gefängnistor von Zweibrücken in den Armen lagen. Bei einem Innungsgenossen Adam Ankers wurden wir königlich bewirtet. Klops mit Kartoffeln und Preißelbeeren. Eine Salzgurke hintendrauf. Dazu Dürkheimer Roten und ellenlange Zigarren. Schmeckte wie sieben Torten. Dann Heim-

fahrt in der Nacht. Auf dem Mainzer Bahnhof vier Stunden Aufenthalt, doch schickten wir ein dringendes Telegramm nach Mostheim. Halleluja!

8.

Eine Frau namens Segelbach?

Wir führten keine großen Gespräche im rumpelnden Abteil der Eisenbahn. Während ich mir die Patina des Drecks vom Anzug kratzte, rieb Adam Anker meinen Hosenstoff kopfschüttelnd zwischen den Fingern, als käme ihm das Fischgrätenmuster merkwürdig bekannt vor. Da erzählte ich den Zusammenhang der Dinge, und die fünf Genossen unterbrachen mich oft mit schallendem Gelächter. Denn ich hielt es für gut, das Geschehene nicht noch bitterer zu machen, darum stellte ich alles mit einer Galgenkomik dar, die mir von der Kölner Heimat her im Blute lag. Je näher uns die Bahn nach Mostheim brachte, desto eifriger stritten sich meine Freunde um den Platz am Fenster, weil sie mit den Augen möglichst bald daheim sein wollten. Unterdessen verteilte ich mein Roggenbrot, und alle kauten, daß die Backen schwollen wie Fußbälle. Adam Anker freute sich auf seine Eva, immerzu mußte ich hören, es gäbe keine treuere Frau als diese. Gottlieb Donatus, der magere Küster, bebte in tausend Ängsten, während seiner Abwesenheit könnte das Ewige Licht ausgegangen sein. Pankraz Wendland, der alte Gemeindevorsteher, hatte ebenfalls zünftige Sorgen: Er wollte sofort nach der Ankunft in den Keller gehen, um an die Fässer des letzten Jahrgangs zu pochen. Am schweigsamsten waren die Ärmsten unter uns: Der Weichensteller Philipp Weber und der Landarbeiter Fritz Billen. Beide quälten sich um ihre Familien, die monatelang unversorgt bleiben mußten.

Wenige Minuten nach acht fuhren wir in den Bahnhof von Mostheim. Und da ich mich als Erzähler meines Schicksals einer ehrlichen Haltung befleißigen muß, darf ich nicht die Tatsache unterschlagen, daß die Franzosen mir einen schmeichelhaften Empfang bereiteten: Der junge Leutnant, von dem ich früher schon berichtete, daß er sich im Hause Eva Ankers würdig betragen habe, stürzte als erster an unser Abteil und schenkte mir ein Gebüsch von Rosen. Und drückte mir, großer Worte nicht mächtig, die Hand, während ihm die Tränen über das Kindergesicht rollten. Nie war ich verliebt in die Grande Nation, wo sie aber einen Kerl herauszustellen hatte, durfte ich ein Blumengeschenk nicht kleinmütig in die Pfütze werfen.

Wir mußten durch ein Spalier blank gewienerter Poilus, dann versanken wir in einem Jubelgeschrei, wie es der Rhein seit Jahren nicht mehr hören durfte. Lehrer standen mit ihren Schulkindern am Bahnhofplatz, und die Puten zwitscherten das einzige Lied, das hier noch erlaubt war: Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand . . .!

Adam und Eva Anker schluchzten sich aus, der eine an der Brust des andern. Pankraz Wendland wurde von seinen Küfergesellen auf die Schultern gehoben, das geschah nicht ohne betäubendes Gebrüll. Den Küster Gottlieb Donatus begrüßte ein weihevoller Kirchenchor: Veni, sancte Spiritus! Dann führte ihn der Pfarrer seinen fünf Kindern entgegen; die Küsterfrau hatte selber nicht kommen können, weil das sechste allzu deutlich unterwegs war.

Endlich standen auch Fritz Billen und Philipp Weber bei den Ihrigen, und das Leid in den verweinten Gesichtern durfte wieder Freude werden: In beiden Fällen hatten die Arbeitgeber sich nicht lumpen lassen, hatten Geld und Konserven gestiftet.

Ich glaube, von den fünfzehnhundert Einwohnern Mostheims war nicht einer zu Hause geblieben; die drei Beamten der Landjägerei wetterten sich die Kehlen heiser, weil man ihre Absperrungsseile zu Pulver zerstampfte. Im Gedränge verloren meine Rosen alle Blätter, ich spürte die eigenen Füße nicht mehr, so taub wurden sie im Gewühl getreten. Ich suchte nach Gesichtern, die mir vertraut schienen, aber meine fünf Freunde waren längst abgedrängt worden, jeder hatte was Liebes im Arm; selbst Papa Wendland, der Baß der Gemeinde, ließ sich von den Mädchen küssen, die bei der Lese im Wingert immer zu helfen pflegten. Ich blieb ungeküßt und fand diese Keuschheit entsetzlich. Doch blieb ich nicht unbedankt, immer wieder quetschten sich Männer und Frauen in meine Nähe, mir die Hand zu drücken oder die Schulter zu klopfen. Unterdessen ging das Geschiebe weiter, der Volkshaufe bog in die Hauptstraße Mostheims ein, jeder Giebel war bekränzt, ein hastig gezimmerter Triumphbogen hielt ein Willkommenschild fest, um die Maste hatte man Girlanden aus Laub und Tannenzweigen gewickelt. Die Mostheimer mußten Nachtarbeit geleistet haben. Und als mir ein alter Winzer zuflüsterte, gestern abend sei bereits ein neuer Ortskommandant ins Dorf gekommen, freute ich mich, daß ich den alten Schinder mit Erfolg ausgestochen hatte.

Aber packte mich nicht ein Weibsbild zärtlich um die Hüfte? Susanna, die dicke Kochmamsell vom „Goldenen Anker“!

„Grüß Gott, Susanna, da wären wir wieder!“

Die Dicke konnte nicht antworten, sie keuchte und dampfte zitternden Leibes, hatte sie sich doch durchs Volk gekämpft, um in meine Nähe zu kommen. Ich mußte sie stützen, ihre wabbelnde Fülle lief Gefahr, zu Brei gepreßt zu werden. Je weiter sich der Zug durch den Ort bewegte, desto lockerer wurde das Gedränge. An der Kirche bröckelte die Familie des Küsters Donatus ab, am Gemeindehaus blieb das Gefolge Pankraz Wendlands stehen, am „Goldenen Anker“ würde die Reihe an uns sein. Während ich so rechnete und mich wieder nach staubfreier Luft sehnte, bemerkte ich nicht, daß Susanna immer wieder meinen Namen rief. Fast zerrte sie mir den Arm aus dem Gelenk, als sie schrie: „Himmerod, nu höre se doch emol . . .!“

Ihr Gesicht kochte krebsrot.

„Was ist los, Susannchen?“

„Sie habbe Besuch bekomme!“

„Ich? Besuch? Unmöglich, Susanna!“

„Mache se kei Sprüch, ne Frau namens Selbach, heut in der Früh is se komme . . .“

Nie in meinem Leben hatte ich den Namen Selbach gehört. Das mußte ein Schwindel sein, aber es würde sich bald klären.

Am „Goldenen Anker“ präsentierte die freiwillige Feuerwehr von Mostheim mit der Fahne. Die blitzblanken Messinghelme blendeten mir in die Augen.

Nun waren wir allein: Adam Anker, Frau Eva, die fette Mamsell und ich. Wir wischten uns den Schweiß von den Köpfen, und da ich mit der Hand durch mein Gesicht fuhr, spürte ich wieder die Borsten des gewucherten Bartes. Die einquartierten Offiziere lauerten nicht eben mutig hinter den Gardinen der Wirtsstube, in der ihre Messe war. Ich blickte hin und wurde von zwanzig Augen gesteinigt. Auf der Straße war das Volk weiter gegangen, um Fritz Billen und Philipp Weber das Geleit zu geben. Nur die freiwillige Feuerwehr wartete noch auf einen Ehrentrunk, so daß mich Adam Anker bat, den Leuten sieben Weinpokale zu kredenzen.

Zehn Uhr. Alles war wieder wie ehedem. Adam Anker schrieb in seine Geschäftsbücher, Eva setzte sich neben ihn, um den Heimgekehrten zu streicheln und zu küssen. Susanna formte wieder Frikadellen und sang dabei: Hab ich nur deine Liebe, deine Treue brauch ich nicht . . .!

„Habt ihr mich so vermißt, Susanna?“

„Ich nit, aber die Alte hot g'flennt alle Tag!“

Die Alte sollte Eva Anker sein, obwohl sie zwanzig Jahre jünger war als ihre Küchennymphe. Aber nun würde die Wirtin nicht mehr weinen, ihr Adam war ja wieder daheim.

„Und was macht mein Boot, Susanna?“

„In tausend Stück gange. Wat habbe de Franzose für ne Ahnung vom Rhein? Aber sein Se ruhig, Himmerod, die Gemeinde schafft 'n neues an!“

„Für wen?“

„Nu, für Ihne! Klar, für wen sonst?“

Susanna ließ mich nicht mehr zum Freuen kommen. Sie stieß mich plötzlich an und nickte in den Hof: „Sie, do, schaun's, do is sie!“

„Wer?“

„Nu, die Frau Selbach, die wo no Ihne g'frogt hat!“

Ich trat in die offene Tür: „Mariechen — —?“

Da lagen wir uns in den Armen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.